Tà katoptrizómena
Das Magazin für Kunst | Kultur | Theologie | Ästhetik

Babyglück und Postkartenidyll

Verstreute, auch theologische Bemerkungen zur Biennale 2026

Wolfgang Vögele

Wiederkehr

„Ein letzter, sehnsüchtiger Gedanke: Es wäre schön, in zwei Jahren wieder nach Venedig zurückzukehren.“[1] So endete mein Essay über die Biennale 2024. Und ich habe es getan, ich bin im Frühsommer 2026 wieder nach Venedig gereist, neugierig darauf, was sich geändert hat. Meine Faszination für die Lagunenstadt hat sich erhalten und durch diesen zweiten Besuch noch gesteigert. Die Wasserstadt Venedig hat für meinen Blick in ihrer Mischung aus Palazzi, Skulpturen, Bildern, Gondeln und Touristen nichts an Faszination verloren. Das, was mit Gewinn besichtigt werden kann, ist auch nach zwei Besuchen bei weitem nicht ausgeschöpft. Die Biennale von 2026 unter dem Motto „In Minor Keys“ war jedoch eine völlig andere als diejenige von 2024.


Tà katoptrizómena
Das Magazin für Kunst | Kultur | Theologie | Ästhetik
Venezianische Kunst
Verstreute Beobachtungen von der Kunst-Biennale 2024
Wolfgang Vögele

Wasserstraßen

Inzwischen kann ich genauer benennen, worin diese Faszination für Venedig begründet ist. Wer, vom Bahnhof oder Flughafen kommend, zum ersten Mal eine Stadt betritt, merkt sich markante Punkte, Gebäude, Denkmäler, die wichtigsten Straßen, die solche Orientierungsorte verbinden. In Venedig ist das nicht möglich, denn die Wege fehlen zum großen Teil. An ihre Stelle tritt das Wasser der Lagune.

An ihre Stelle treten Kanäle, und wer sich fortbewegen will, nutzt in der Regel ein Vaporetto. Deren Haltestellen besitzen oft zwei verschiedene Eingänge für Einheimische und Touristen, und ich habe erlebt, wie die Beamtinnen wartende Touristen, die offensichtlich aus Asien kamen, zuerst einmal vom Eingang für Einheimische zum Touristenzugang führten. Das Wasser verlangsamt die Fortbewegung. Die wichtige Vaporetto-Linie Eins, die vom Bahnhof Santa Lucia zum

Markusplatz und darüber hinaus führt, hält gefühlt alle hundert Meter an. Sie benötigt von Ferrovia bis zu San Marco eine Dreiviertelstunde. Dafür kann man Palazzi, die Rialtobrücke, die Accademia und verschiedene Kirchen bewundern.

Venedig ist ganz vom Wasser bestimmt, von der Lagune, von Kanälen, vom Meer. Vom Wasser sind auch Amsterdam, Kopenhagen oder Lissabon bestimmt. Aber Venedig verlangt von seinen Besuchern und Bewohnern andere und neue Orientierungsleistungen. Wasser verlangsamt die Fortbewegung, seine Oberfläche erzeugt glitzernde Lichtreflexe, besonders wenn man gleich früh am Morgen oder am Abend durch die Stadt fährt. Das Wasser verändert die Besichtigungspläne, und es lässt Besucher jedes Mal die Frage stellen: Kann ich auch laufen, wenn ich zum Ziel gelangen will? Wenn ich dann laufen sollte, muss ich gewahr sein, dauernd über Brücken zu steigen, plötzlich an Engpässen zwischen Häuserwänden zu stehen, deren Durchgänge nicht mehr als 1,50 Meter breit sind und dauernd Massen von anderen Fußgängern auszuweichen. Das Wasser macht eine andere Architektur notwendig, sei es für Kirchen, Wohnhäuser oder Palazzi, dazu einen anderen Verkehr und eine andere Lebensweise. Venedig bleibt für Landbewohner ungewohnt. Das gilt, auch wenn die Stadt so alt ist, dass sie als ein einziges großes historisches Freilichtmuseum betrachtet werden kann.



Die Formulierungen suggerieren eine Stadt, die in Schönheit ertrinkt, aber diese Schönheit ist mit einer tiefen Ambivalenz erkauft. Schönheit und Reichtum erzeugen Kosten: die Gefahr von Hochwassern, acqua alta, die Gefahr von Krankheiten wie der Pest im Mittelalter, später der Cholera, die Gefahr des Versinkens im Meer. Die Gefahr, die die Mengen von Touristen mit sich bringen, die trotz gelegentlicher Tagesgebühr in die Stadt strömen. Journalisten pflegen gerne so zu tun, als seien sie in einer gesichtslosen Menge von Touristen die einzigen, die nicht unter dieses Etikett fallen. Aber das soll hier nicht geschehen. Es gehört zu den Paradoxien Venedigs, dass es unter den Touristen leidet, die den Ruf der Stadt am Leben erhalten und in die Welt hinaustragen. Das, was Venedig sehenswert macht, bringt die Stadt auch um. Wie früher der vielfältige Handel mit näher und weiter entfernten Ländern die Gefahren von Epidemien vergrößerte.

Venedig hat es – bei der Fülle von historischen Denkmälern, Kirchen, Friedhöfe, Palazzi, Museen, schwer, sich nicht in seiner Vergangenheit zu verlieren. Die Gegenwart geht in allgegenwärtigen historischen Verweisen unter. Auf den Wasserwegen zwischen Kirchen und Palazzi ist die Moderne in fotografierenden Handys, den unvermeidlichen Nobelboutiquen und Filialen von Burgerketten präsent. Der Rest ist überreiche Vergangenheit, deren Überfülle nicht einmal ein Tourist, der mehrere Tage bleibt, ermessen kann. Beim ersten Besuch hatte ich zwei Tage für die wichtigsten Sehenswürdigkeiten reserviert; bei diesem zweiten Besuch standen mir ebenfalls zwei Tage zur Verfügung, und ich holte nach, was ich versäumt hatte: den überwältigenden Dogenpalast mit Prachtsälen und Bleikammern, die Frari-Kirche mit den Grabmäler von Canova und Tintoretto und der Grabplatte für Monteverdi, die Kirche San Sebastiano mit den Bildern Paolo Veroneses, die Scuola Grande di San Rocco mit den Bilderzyklen Tintorettos, die Kirche San Zanipolo mit den Dogengräbern und den Friedhof San Michele, den man mit dem Vaporetto nach Murano erreicht. Dort fand ich in der Mittagshitze nach langem Suchen das Grab Ezra Pounds, auf dessen Platte eine Reihe von Bleistiften und Kugelschreibern deponiert waren, vielleicht deshalb, um sie später, gefüllt mit Inspiration, Totenerinnerung und genius loci zum Schreiben wieder abzuholen. Es herrschte Fotografierverbot, das ich respektierte. Aber davon machte ich trotzdem ein Foto.





Am letzten Tag meines Besuches konnte ich die Ambivalenz Venedigs besonders deutlich spüren. Transport und Verkehr wurden bestreikt. Das war einerseits kein Problem, denn die Gewerkschaften sind verpflichtet, zwischen 6 und 9 Uhr morgens und abends ein Zeitfenster für Berufspendler freizuhalten. Auf der anderen Seite fuhren keine Vaporettos. Nicht nur ich, alle, Touristen wie Venezianer, müssten zu Fuß gehen. Und ich stand zum ersten Mal vor einer Brücke in einem Stau, den lauter Fußgänger mit Rollkoffern formierten.

la Biennale di Venezia

Die Stadt und die Ausstellung

Ich habe mich deswegen an der Beschreibung Venedigs ein wenig aufgehalten, weil die historischen und aktuellen Kontexte Einfluss haben auf die bedeutende Kunstausstellung, die alle zwei Jahre zusätzlich zu den Touristen auch die Kunstliebhaber anzieht. Bei einem Kirchentag wird eine ganze Stadt für wenige Tage in einen urbanen spirituellen Zirkus verwandelt. Wer einmal die Documenta in Kassel besucht hat, der weiß, dass in diesen hundert Tagen die Ausstellung die Stadt bestimmt, besonders wenn, wie bei der letzten Documenta, viele Ausstellungsorte über die Stadtteile gestreut werden. Das war in diesem Jahr bei der Biennale auffällig stark der Fall. Viele Länderpavillons waren von den Kuratoren mitten zwischen venezianische Gehwege und Kanäle verlegt worden. Dabei blieben die beiden Hauptstandorte erhalten: Gärten (Giardini) und Werftgelände (Arsenale). Dazu kamen weitere begleitende Ausstellungen und Installationen in Museen, Kirchen und Stiftungen. Die Kunstausstellung war genauso unüberschaubar wie Venedig selbst.

Und doch kommt hier mehr dazu: Die riesige Ausstellung wird der Stadt nicht aufgepfropft. Wer als Künstler einen Pavillon mit Installationen, Bildern, Skulpturen bespielt, der konkurriert nicht nur mit der Kunst, die in der Stadt dauernd zu sehen ist, von Veronese, Giorgione über Tizian, Lotto bis zu Tintoretto, der konkurriert auch mit den Ansichten der Stadt selbst, vom überfüllten Markusplatz über die Rialtobrücke bis zu den singenden Gondoliere. Die Biennale ist keine Ausstellung, die die ausrichtende Stadt auffressen würde. Vielmehr gewinnen touristische Ausstellungsbesucher oder kunstinteressierte Touristen daraus eine Freiheit der Wahl, die von Anfang auf jegliche Art von Vollständigkeit verzichtet und sich auf Einzelnes, Exemplarisches konzentrieren kann. Stadt und Ausstellung bleiben beide ausweglos unüberschaubar. Venedig und die Biennale erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit.



In Minor Keys

Wie andere war auch diese Biennale von Konflikten begleitet, über den Pavillon Israels, über den Pavillon Russlands, der nicht zu betreten war, über die Beteiligung von failing states. Irgendwann zwischendurch trat die Jury zurück, die Preise der Biennale werden in diesem Jahr vom Publikum verliehen, vielleicht nicht die schlechteste Idee. Leider verstarb die Hauptkuratorin der diesjährigen Biennale Koyo Kouoh im Mai 2025. Ihr Team richtete danach ein, was die Künstlerin ursprünglich beabsichtigt hatte. Die gesamte Ausstellung steht unter einem musikalischen Motto: In Minor Keys, in Molltonarten oder in Molltönen, aber – auch das schwingt mit – in kleineren, unauffälligeren Größen und Unaufdringlichem .

Eine zusätzliche, kritische Bemerkung des Musikhörers: Moll und Dur im konventionellen Quintenzirkel vereinen in sich Gegensätze, die sich miteinander zur Harmonie ergänzen. Gerade die Wiener Klassik von Mozart bis Beethoven lebt von Wechsel und Übergängen zwischen Dur und Moll. Aus dieser Sicht erscheint es merkwürdig, sich auf das ‚Moll' zu konzentrieren bzw. es ästhetisch zur *einzigen* Perspektive zu machen.



Wenn man das Motto so versteht, dass es den Blick auf das Kleinere, Unscheinbare, Unbeachtete richtet, dann kann man Entdeckungen machen. Dieses Konzept bewährt sich wunderbarerweise in der Haupthalle der Giardini, mit einer Fülle von Zeichnungen, Tierskulpturen, Vogelbildern, Phantasietieren und anderem. Beinahe völlig verschwunden waren die aufdringlichen moralisch-politischen Botschaften der Biennale von 2024. Niemand wurde belehrt, geschulmeistert oder auf den rechten politischen Weg gesetzt. Das heißt nicht, dass es solche Auseinandersetzungen

nicht gegeben hätte, aber für die Ausstellungsbesucher traten sie in den Hintergrund. Ich erlebte das als – kleine – Befreiung. Das gefiel mir. Ich schloss mich deswegen beim ersten Eintreten in die Giardini auch nicht der Menge an, die sich vor dem österreichischen Pavillon in die Schlange reihen wollte. Ich startete am Anfang – mit Spanien.

Im Folgenden beschränke ich mich auf fünf Pavillons, die mich bei meinen beiden Rundgängen beeindruckt haben: Spanien, Japan, Israel, Indien, Italien. Meine Wahl. Man konnte sich diese Biennale ansehen, ohne unbedingt auf Konflikte (Russland-Ukraine, Israel-Palästina etc.) oder Marketing (Österreich) zu achten.

Spaniens Postkarten

Nach der Ticketkontrolle der Giardini liegt der spanische Pavillon gleich links. Es geschah bei meinem Eintritt das Merkwürdige, dass ich mich sogleich an die Bilder der Künstlerin Sandra Gamarra Heshiki von der Biennale 2024 erinnerte, die die Kolonialgeschichte Lateinamerikas aufarbeitete. Also wurde ich neugierig und betrat den Pavillon. Alle Innenräume des Pavillons mit seinen hohen Decken sind korrekt in Spalten und Zeilen mit Hunderttausenden von Postkarten beklebt. Der Künstler Oriol Vilanova hat diese Installation "Los restos", die Überreste genannt. Auf der Internetseite des Pavillons spricht er von einem „pseudo museum", das auf Sammlung und Erinnerung aufbaut, aber zugleich Sammlung, Ordnung und System ironisiert. Seit Jahrzehnten sammelt Vilanova Postkarten, die er auf Flohmärkten, in Antiquariaten und aus Nachlässen erwirbt. Teilweise sind die Karten geordnet, nach Farben (Sonnenuntergänge) und Formen, nach Inhalten (das spanische und das englische Königshaus, Bischöfe und Päpste). Ebenfalls auf der Internetseite spricht er von einer „mural composition without hierarchies or linear narrative". Nun sind Postkarten ja ein untergehendes Genre, denn alle fotografieren ihre Postkarten selbst mit dem Smartphone: Been there, done that. Vilanova weiß das selbstverständlich, er überwältigt durch die schlichte Masse seiner Sammelobjekte, die er in wochenlanger Arbeit so regelmäßig und akkurat an die Wände des Pavillons kleben ließ. Sammeln, Archive, Akten, Notationssysteme und Dokumente sind ein regelmäßig wiederkehrendes Sujet aktueller Kunst. Postkarten sind anders als Briefmarken oder Münzen eigentlich kein wertvolles Sammelobjekt. Zuschauer schauen leicht indigniert auf Himmel, die ein wenig zu blau geraten sind, und auf Sonnenuntergänge, deren Farbsättigung unrealistisch übertrieben ist. Die Masse der Karten aber macht neugierig: Wo hängen welche Motive? Und man fängt an, in der Masse von Schlössern und Burgen und Statuen auf kleine Nuancen zu achten. Und man könnte das auch bei den Kirchen tun: Es sind auf den Postkarten auch Kathedralen und Kapellen, Heiligenfiguren und Marienbilder zu finden. Aber das Thema Kirche geht in der Masse anderer Postkarten unter: Kirchen sind vorhanden, aber man hat Schwierigkeiten, sie zu entdecken. Das gibt einen ersten Hinweis auf die Präsenz des Theologischen bei dieser Biennale.

Mich hat dieser spanische Pavillon gleich am Anfang sehr überzeugt. Als einen der wenigen habe ich ihn zweimal besucht. Ich ging ohne System und Plan durch die Giardini, eher nach meiner

Erinnerung. Vor zwei Jahren haben mir die bunten Perlen in den USA und die Düfte von Südkorea gefallen. In diesem Jahr enttäuschten beide Länder.

Japanische Babys im Schoß

Auf meiner Erinnerungsliste stand auch der japanische Pavillon. In diesem Jahr bildeten sich davor zwei Schlangen, die eine für Besucher, die durchlaufen, die andere für Besucher, die eine lebensgroße Babypuppe in Empfang nehmen und durch die Ausstellung tragen wollten. Kunstgenuss als Kinderbetreuung und -bespaßung. Ich habe schon drei Kinder im Original zu Schlaf getragen und gewogen, ich kannte die Erfahrung und ging also ohne künstlichen Babyanhang durch den Pavillon. In sämtlichen Räumen, auch in den Bäumen und Sträuchern vor dem Gebäude waren lebensgroße Babys mit coolen Sonnenbrillen angebracht und ausgelegt. Dazu kamen die von Besuchern mit getragenen Babys, die genauso gekleidet waren. Die Installation heißt „Grass Babies, Moon Babies" und stammt von dem japanisch-amerikanischen Künstler Ei Arakawa-Nash.

Die Plastikbabys wirken ein wenig wie diese Tierroboter, die Japaner, auch erwachsene, gerne als Spielzeuge nutzen und um die sie sich liebevoll kümmern. Gleichzeitig strahlen die Babys genügend Realismus aus, dass sich jeder Besuchervater und jede Besuchermutter an die eigenen Kinder erinnern kann. Babys verweisen auf Zukunft, auf Geburtenraten, Elternfreude und – verantwortung. Im Prospekt zum Pavillon schreibt der Kurator:

> *„Babies are born anywhere, regardless of wars, terrors, and boycotts. Babies are also killed by drone attacs, missiles, and every imaginable act of violence."*

Man kann sich von jedem dieser Babys, die irgendwo zwischen Plastik und schrägem Humor changieren, wichtige Zukunftsfragen stellen lassen: Welche Welt übergeben Elterngenerationen ihren Kindern? Was bringen wir Kindern bei? Welche Werte wollen Eltern ihnen vermitteln? Mich überzeugte an diesem Pavillon, dass der erste Eindruck auf Komik und Künstlichkeit ausgerichtet ist. Wenn man sich als Besucher aber darauf einlässt, die Puppen betrachtet und innehält, stellen sich plötzlich sehr ernsthafte Fragen.

Der Pavillon inszeniert also eine Art Verwandlung für die Zuschauer. Das ist umso wichtiger, als vermutlich jeder Künstler auf der Biennale weiß, dass er nur wenige Momente des ersten Eindrucks hat, um seine Zuschauer zu überzeugen. Die Konkurrenz der Pavillons erzeugt eine Vielzahl von Eindrücken, die sich schnell im Allzu Bunten und Beliebigen auflöst. Arakawa-Nash weiß dem etwas entgegenzusetzen.

Schwarze Milch aus Israel

Am israelischen Pavillon entzündete sich, wie zu erwarten war, eine heftige politische Kontroverse, in der sich dann aber diejenigen durchsetzten, die für Kunstfreiheit und einen Vorrang der Kunst vor dem Politischen einsetzten. Der Pavillon auf dem Arsenale-Gelände konnte besichtigt werden, er wurde allerdings nach unserem Eindruck nicht von vielen Besuchern frequentiert. Der israelische Künstler Belu-Simion Fainaru hat seiner Installation den Titel „Rose of Nothingness", Rose des Nichts, gegeben. Zu sehen ist eine Art Meditationsraum.



Schwarzes Wasser aus einer Art Berieselungsanlage tropft auf einen rechteckigen Pool. Mehr als das tropfende Wasser ist nicht zu hören. Im Vorraum steht eine geöffnete Tiefkühltruhe, in der auf Eis eine schwarze Rose gebettet ist.

Schon der Titel und auch die Metapher vom schwarzen Wasser erinnern an das berühmte Gedicht der *Todesfuge* von Paul Celan, dazu an weitere Gedichte desselben Autors.

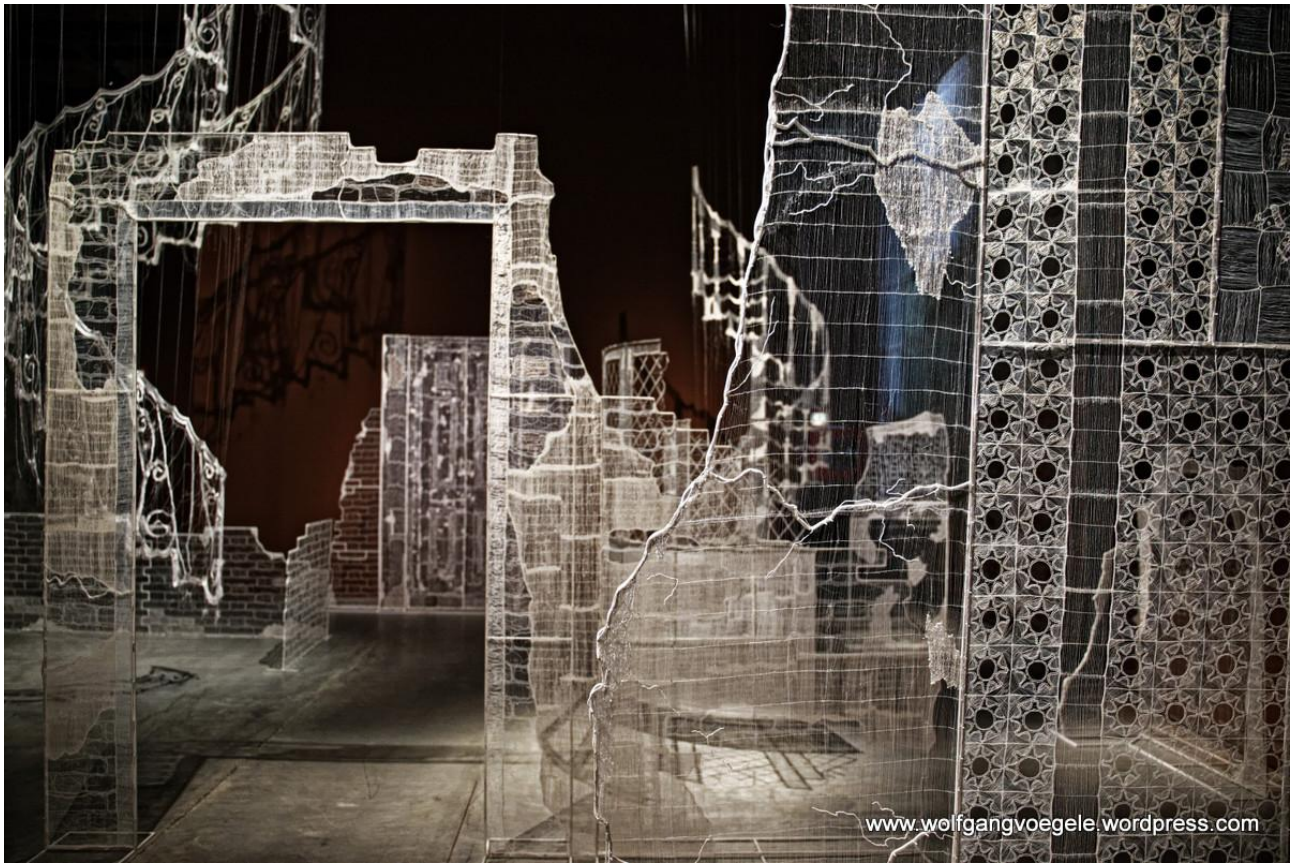
In der *Todesfuge* heißt es:



„Schwarze Milch der Frühe wir trinken sie abends
wir trinken sie mittags und morgens wir trinken sie nachts
wir trinken und trinken
wir schaufeln ein Grab in den Lüften da liegt man nicht eng"

Fainaru gehört zu den Künstlern, die nicht mit Überfülle und Vielfalt überzeugen, sondern mit Reduktion, Stille und Zurückhaltung zum Nachdenken bringen wollen.

Indischer Bambus, gehäkelte Tücher und Lehm



Eine besondere Lichtatmosphäre herrschte im indischen Pavillon. Der Titel des Kurators lautete „Geographies of Distance. remembering home". Mehrere Künstler verarbeiteten das Thema, indem sie Naturmaterialien – Bambus, Stoffe, Lehm, Ziegel - zu komplexen Konstruktionen anordneten. Dabei stand das Leichte, Spinnennetzhafte von Stoffmustern dem Chaos einer zerstörten, aus Bambusästen zusammengesetzten Hütte gegenüber. Ergänzt wurde das durch Miniaturen von Stadthäusern aus Lehm und Ziegel.



Im Titel des Pavillons klingt eine Globalisierungskritik an, allerdings vermeiden alle Künstler das allzu Plakative und konzentrieren sich stattdessen auf das Natürliche, Erdhafte, Nicht-Technische, das sie je auf ihre Art in eine Atmosphäre warmen, unaufdringlichen Lichts einbrachten. Nicht nur mir erschien das unter anderem als eine gelungene Umsetzung des Ausstellungsmottos von den minor keys. Manchmal bringt das Unaufdringliche und auf den ersten Blick Unscheinbare umso stärker zum Nachdenken. Im indischen Pavillon fiel auf, dass genau dieses Moment bei allen fünf beteiligten Künstlern sichtbar und gelungen zum Ausdruck kam.


www.wolfgangvoegele.wordpress.com


www.wolfgangvoegele.wordpress.com

Italienische Skulpturenwälder

Der italienische Pavillon liegt am Ende, in der Sackgasse des Arsenale-Geländes, und er übertrifft mit seinen zwei Räumen die meisten anderen Pavillons an Größe und Raumumfang. Die Kuratorin hat den Titel „Con te con tutto" gewählt. Im ersten großen Raum ist im Halbdunkel ein – so der Pavillonprospekt – Figurenwald („forest of figures") aufgebaut. Die Zuschauer gehen zwischen lebensgroßen merkwürdigen Figuren umher, die an Menschen erinnern, aber doch keine sind. Eher Nymphen, Halbgötter, Zentauren, Dämonen, Engel und andere.



Nochmals der Ausstellungsprospekt: „*Con te con tutto* is a call to assembly, an invitation to build a different way of being in the world. It begins with moments of encounter to sharing with the living and with matter while leaving room for wonder, conversation and contemplation." Das ist selbstverständlich die übliche kunstindustrielle Marketingprosa, aber in diesem Fall scheint mir der Passage eine richtige Beobachtung zugrundezuliegen. Man geht als Zuschauer zwischen den Figuren umher und kommt aus dem Staunen nicht heraus. Man stellt die Frage nach der Identität dieser Figuren, weiß nicht, ob es sich um Menschen oder Mythenfiguren handelt, schaut genauer hin, lässt sich verzaubern, kommt ins Nachdenken.



Mich hat der Skulpturenwald überzeugt, der zweite Raum, der die Skulpturen weiter in die Arbeit der Künstlerin einbindet, ihn fand ich bei weitem nicht so beeindruckend. Und das Programm an Performances, Konzerten und Vorträgen habe ich erst entdeckt, als ich zuhause den Pavillonprospekt genauer studierte.



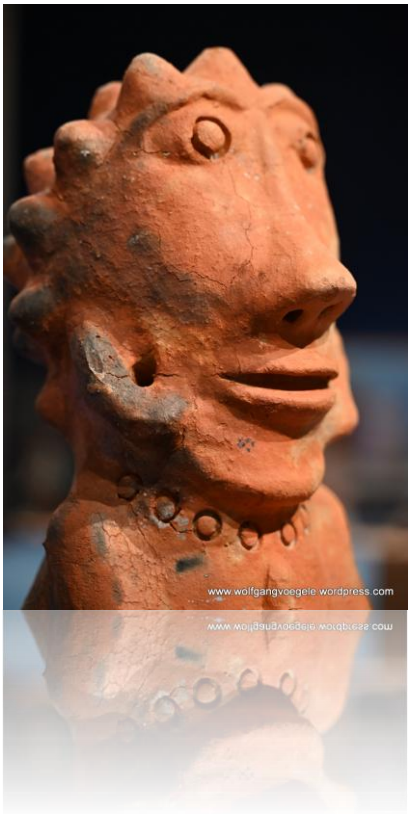
Unbeeindruckt

Eine Biennale, eine Documenta oder ein Kirchentag hinterlässt für die Besucher eine Vielfalt von Eindrücken. Viele Pavillons, die man besucht, hinterlassen keinen besonderen Eindruck: In die lange Schlange vor dem in der Presse gehypten österreichischen Pavillon mit seiner Mischung aus Nacktheit und Fäkalien habe ich mich gar

nicht erst angestellt. Für den Pavillon der USA mit seinen Schlangenskulpturen benötigte ich nicht mehr als eine halbe Minute. Dänemarks Spiel mit der Pornographie, das Schweizer Bestehen auf politischer Queerness, der nicht zu betretende russische Pavillon – das alles habe ich wahrgenommen, ohne dass ich es irgendwie auffällig gefunden hätte. Aus der Performance im niederländischen Pavillon konnte ich nicht herausgehen, weil die Mitarbeiter die Rollläden von Türen und Fenster heruntergelassen hatten und erst wieder öffneten, als die Performance vorüber war. Die Installation von Barry X Ball in San Giorgio Maggiore überzeugte wegen Palladios Architektur, nicht wegen der ironischen goldenen Buddhafiguren in der Sakristei. Und so gab es vieles, das ich sah und das mich nicht berührte.

Kunst in Venedig – globale Kunst

Die Studierenden, mit deren Gruppe ich Venedig besuchte, brachten den Tagesplan einmal ein wenig durcheinander, weil sie vor dem Arsenale noch einige der Kirchen Venedigs besuchen wollten. Das war organisatorisch schwierig, aber für mein Empfinden kunsthistorisch sinnvoll. Denn das ist das Programm Venedigs für aktuelle Kunst: Tintoretto und Identitätspolitik, Tizian und in minor keys, Scuole und Pavillons, Gondeln und Videoinstallationen. Das macht den Reiz der Biennale aus. Mir hat gefallen, dass die leider verstorbene Kuratorin auf den ersten Blick nicht ganz so wichtige Themen nach vorne bringen wollte. Ich habe beschrieben, an welchen Stellen das meiner Meinung gelungen ist. Das war eine wohltuende Alternative zur Biennale von 2024, die an Zeitgeist und Modethemen klebte.



Und die Theologie? In Venedig konnte man sehen, wie sich die Bitte um Schutz bei Epidemien, die Risiken der Seefahrt und die Erhaltung von Macht in Glaube, diakonisches barmherziges Handeln und in liturgisches Gottesdiensthandeln verwandeln. Später verwandelt sich Kunst um der Religion willen in eigenständige Kunst. Das ist überall zu sehen, in der Frari Kirche, in der Scuola San Rocco, im Dogenpalast. Die Göttin Venezia steht im Paradies, aber das Paradies wird zu einer reichlich irdischen Angelegenheit.



Die Biennale brachte im Jahr 2026 die Vielfalt der Lebenswelt zum Ausdruck. Sie war weder auf das Politische noch auf das Religiöse konzentriert. Aber es fanden sich in Bildern und Installationen Spuren von beidem. Vielleicht, so meine Hoffnung, bringt diese konsequente Abwendung vom Scheinwerferlicht des Medialen, bei den nächsten Biennalen auch wieder größere Aufmerksamkeit für Themen aus Religion und Theologie.







***

Anmerkungen

[1] Wolfgang Vögele, Venezianische Kunst. Verstreute Beobachtungen von der Kunst-Biennale 2024, tà katoptrizómena, Nr. 149, H. 3, Juni 2024,